

getragen, daß die italienische Wirtschaftspolitik seit dem Krieg nach dem *principio liberalizzatore*, dem Prinzip der freien Marktwirtschaft geleitet wurde. Es kommt hinzu, daß die Industrie in Italien aus ihrer ursprünglichen Beschränkung auf den Nordwesten des Landes herausgetreten ist und nun auch das östliche Mittelitalien und Teile des Südens der Industrialisierung erschlossen werden. Damit tritt eine größere wirtschaftliche Ausgeglichenheit zwischen den einzelnen Gegenden ein.

Die Folge ist, daß Süditalien nicht länger als unerschöpfliche Reserve für Arbeitskräfte betrachtet werden kann. In 10–15 Jahren wird die süditalienische Arbeitskraft so ziemlich in die Gesamtwirtschaft des Landes eingebaut sein. Dazu ist freilich erforderlich, daß das Tempo der Industrialisierung des Südens mehr als bisher beschleunigt wird. Gelingt das nicht jetzt, dann wird das wirtschaftliche Zurückbleiben des Südens ein Dauerzustand. Aus all dem ergibt sich nach Prof. Saraceno, daß Italien in der Gegenwart ohne Planwirtschaft nicht auskommen kann. Dabei ist weniger an die bessere Verteilung des Eigentums zu denken, auf die man früher so große Hoffnungen gesetzt hatte, also Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Verstaatlichung der Produktionsmittel; vielmehr wird sich die Planwirtschaft vor allem auf die Lenkung des Verbrauchs zu richten haben. (*Orientamenti Sociali* 1962 Nr. 11)

Kanada – Das Land Kains?

Abgestoßen vom traurigen Anblick der Küsten Labradors, der großen kanadischen Halbinsel, glaubte Jacques Cartier 1534, es handle sich um das Land, das Gott Kain angewiesen habe. Noch vor einem Jahrhundert sagte ein englischer Historiker voraus, daß Kanada wegen seines Klimas, das sich nur für das Ren, den Elch und den Moschusochsen eignete, sieben Achtel seines Gebietes zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt sehen werde. Die Geologen urteilten nicht günstiger, wenn sie feststellten, daß der sogenannte Kanadische Schild, ein ausgedehntes felsiges Massiv, das die Hudsonbai umrahmt, ungefähr die Hälfte des Landes für jedes Leben und jede Vegetation untauglich mache. Es bedurfte mehr als 350 Jahre, bis man entdeckte, was Kanada ist und sein kann.

Was für die Seefahrer des 16. Jahrhunderts einmal so aussah wie ein Gebiet von einigen Hektar Schneewüste, zeigt sich heute in der kontinentalen Weite von 6,1 Millionen qkm, wenn wir einen konkreten Vergleich anstellen wollen, in der Weite Europas vom Tajo bis zum Ural. Und dieses ungeheure Gebiet ist weder nutzlose Wüste oder Steppe noch hoffnungslose Steinöde. Man weiß heute, daß die Steppen im Inneren darauf warten, in einen Ozean von Getreidefeldern verwandelt zu werden, daß die feindseligen Regionen des Kanadischen Schildes riesige Schatzkammern von Erzen und Öl sind, daß die großen Seen des Nordens fischreich sind und daß sich Silber, Nickel, Kupfer und Blei überall zerstreut vorfinden.

Das verfluchte Land Kains ist also in Wirklichkeit ein gesegnetes Land. Seine Schätze liegen allerdings meist noch ungehoben und ungenützt. Das Land ist noch weithin unerschlossen, doch ist der Fortschritt gewaltig, besonders seit der Jahrhundertwende. In weniger als 50 Jahren wurde ein Eisenbahnnetz geschaffen, das sich vom Osten her in den Westen erstreckt und 95 453 km zählt. Feste Straßen kreuzen sich in allen Richtungen (646 636 km). Fernsprecher, Rundfunk und Fernsehen überspannen das Land von einem Rand zum andern (6436 km).

Aber das ist nur ein Anfang. Um die einzelnen Gebiete gründlicher zu erschließen, bedarf es vor allem der Menschen. Man erkannte das früh und suchte Einwanderer anzuziehen. 1901 zählte Kanada ungefähr 5 Millionen Bewohner, zwischen 1897 und 1914 wanderten 3 Millionen Deutsche, Russen, Österreicher, Ukrainer und Polen ein. Auch zwischen den Weltkriegen und nach dem zweiten zog ein Strom von Auswanderern über den Atlantik den kanadischen Küsten zu. Im Jahr 1961 war die Bevölkerung durch Zuwachs von innen und außen auf 18,5 Millionen gestiegen.

Eine beachtliche Vermehrung, aber wie wenig im Vergleich zu den kanadischen Möglichkeiten!

Die Wirtschaftskraft des Landes hat zugenommen, und trotzdem sind seine natürlichen Schätze kaum angeschürft. Nur 7 % der Oberfläche werden bebaut. Die Energiereserven, die aus der Wasserkraft gewonnen werden könnten, werden auf 63,6 Milliarden kw geschätzt, nur 20 % davon werden ausgenutzt. Die Vorräte an Erdöl belaufen sich auf 600 Millionen Tonnen, wovon 5 % ausgebeutet werden. Und die Vorkommen an Erdgas, Eisenerz und Kohle sind so riesig, daß die großen Gesellschaften, die ihren Abbau betreiben, sich wie Ameisen ausnehmen, die ein Gebirge stürmen wollen; Erdgas: Vorkommen 850 Millionen cbm, in Ausbeutung 0,9 %; Eisenerz: Vorrat 2,5 Milliarden Tonnen, in Abbau 0,7 %; Kohle: Vorrat etwa 61 Milliarden Tonnen (nach der *Encyclopaedia Britannica* 4 [1959] 713 A sind es etwa 100 Milliarden Tonnen), im Abbau 0,2 %.

Ein Gebiet so groß wie ein ganzer Erdteil steht wie ein Riese vor dem Zwergvölklein der 18 Millionen Einwohner. Und gegenüber diesem Riesen und der Aufgabe, ihn zu bezwingen, schrumpfen für den Kanadier ähnlich wie früher für die Pioniere der Vereinigten Staaten völkische und sprachliche Unterschiede zusammen. Man fühlt sich nicht als Nation im europäischen Sinn, sondern als Arbeitsgemeinschaft, als Gesellschaft, die ein Land, eine Kultur-Landschaft zu bauen hat, deren Zukunft größer ist als die Vergangenheit. (*Esprit*, November 1962)

Welche Wege geht der französische Roman?

Pierre-Henri Simon, der Literaturkritiker von *Le Monde*, hat den Eindruck, daß etwas mit dem jungen französischen Roman nicht stimmt. Nach einem Überblick über die Preisträger des Herbstes 1962: den Prix Goncourt, den Prix Fémina, den Prix Renaudot, kommt er zu dem Ergebnis, daß es sich fast durchweg um diskutierbare Achtungserfolge handelt: nirgends eine große, überzeugende Leistung. Man müsse es einmal klar aussprechen, daß all diesen Romanen, denen die Kritik Aufmerksamkeit schenkt, während die Leser ihnen immer mehr aus dem Wege gehen, etwas Wesentliches fehlt, nämlich der Klang der menschlichen Wärme. Die Schriftsteller, die vor 40, 30, ja noch vor 20 Jahren zu schreiben begannen, von Mauriac bis Sartre, von Lacretelle bis Camus, Montherlant sowohl wie Malraux und Céline, seien für bestimmte Werte eingetreten, sie hätten von einer Leidenschaft gebrannt und es nicht nötig gehabt, künstlich nach rhetorischen Ausdrucksmitteln zu suchen. Ihre Stimme besaß einfach von sich aus Kraft und Fülle. Heute dagegen sehe es so aus, als ob die junge Generation der Romanciers blasierter, allen Glaubens und aller Grundsätze barm, in wilder Freude an bloßer Verneinung alles zerschläge, um sich zu enthemmen, und für ihre Intelligenz keine andere Verwendung wüßte, als abgeschmackte Neubildungen zu versuchen und in Negation und Frechheit stecken zu bleiben. Nicht als ob es den Jungen an Talent fehle, beileibe nicht; aber ihre Intelligenz schmecke nach Fäulnis und die Frage sei, ob überhaupt eine Seele dahinter stecke. P.-H. Simon findet es bezeichnend, daß (von wenigen Ausnahmen abgesehen) von all diesen preisgekrönten Romanen *Derrière la Baignoire* von Cotette Audry – ausgerechnet eine Hundegeschichte – noch der menschlichste sei. Weit und breit fände sich in dieser ganzen Produktion nichts Ermutigendes, Sympathie Weckendes; allenthalben nur Verzweiflung, Hohngelächter und literarische Künstelei. Das Publikum sei übrigens nicht so dumm, wie man meint. Es läßt sich nicht hinter das Licht führen. Schon beklagten sich Buchhändler und Verleger, daß weniger Romane gekauft würden; auch die früher so wirksamen Preisverleihungen ziehen nicht mehr. Immer mehr werden ausländische Romane den französischen vorgezogen. Tatsächlich seien die ausländischen oft besser. Die Leser möchten eben vom Roman bezaubert, ergriffen, entrückt werden – durch den Klang und die Bildhaftigkeit der Sprache. Auf die Dauer merkt das Publikum sehr wohl den Unterschied, ob es sich um Leute handelt, die künstliche Attrappen herstellen oder echte Verzauberung bieten, ob etwas leere Wortemacherei ist oder neue lebendige Sprache.

(*Le Monde*, Wochenausg. 740)